

Kunst und Religion 2014

Predigt zu „Zug der Kriegsgefangenen“ von Maria Hiller-Foell, 1914 und dem 30. Psalm am 13. Juli 2014 in Neustadt Marien, Bielefeld

Orgel: KMD Ruth M. Seiler

Gesang: Juliane Kreutz, Mezzosopran

Predigt: Pfarrerin i. R. Erika Edusei

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus.

I. Einleitung und Biographisches

Liebe Gemeinde,

zwei Bilder haben Pfarrer Alfred Menzel und ich uns aus der gegenwärtig (noch bis zum 17. August 2014) zu sehenden Ausstellung „Das Glück in der Kunst“ für die diesjährige Predigtreihe „Kunst und Religion“ ausgesucht:

**„Zug der Kriegsgefangenen“
von Maria Hiller-Foell, 1914, und
„Damenbildnis mit Lilie“, 1914, des Bielefelders
Hermann Stenner,**

eines der Lieblingsbilder des Sammlers **Hermann-Josef Bunte**, dem wir diese Ausstellung zu verdanken haben.

Beide Bilder sind im ersten Kriegsjahr 1914 entstanden und spiegeln sehr individuell die Stimmung in den ersten Kriegsmonaten; und:

beide Bilder sind unter der Aegide des Malers und Professors Adolf Hölzel in Stuttgart bzw. in Meersburg am Bodensee entstanden,

Maria Hiller- Foell war in der „Damenklasse“ genannten Abteilung, Stenner in der Meisterklasse, auch „Komponierklasse“ genannt.

Bestimmt haben Sie sich wahrgenommen, gekannt. Haben gemeinsame Mal-Ausflüge gemacht, Atelierfeste gefeiert, sich bei Prof. Hölzel privat getroffen. Viel weiß man nicht davon.

„Damenklasse“– das Wort „Damenklasse“ klingt für uns antiquiert. Nicht nach Gleichberechtigung, Anerkennung, Öffentlichkeit.

Das bißchen Malen und Zeichnen war eher eine Freizeitbeschäftigung als Broterwerb. Eine Frau hatte ihre Kinder zu erziehen und ihren Mann zu erheitern. Vielleicht durfte sie noch ein wenig das Klavier traktieren.

Sanftmut und Unterwürfigkeit waren ihre Tugenden. So kommt es nicht von ungefähr, dass man die malenden Damen in der Stuttgarter Gesellschaft „Malweiber“ nannte, spöttisch, herablassend.

Für den charismatischen Adolf Hölzel war die Damenklasse mit Schülerinnen wie Maria Hiller-Foell, Lily Hildebrandt und Luise Deicher u.A. eine wahre Fundgrube an Talenten.

Ein paar Worte zu Maria Hiller-Foell seien erlaubt:

Maria Hiller-Foell ist 1880 in Odessa(Ukraine) als Kind deutscher Eltern geboren und war mit den Eltern zuerst in München -- ab 1906 in Stuttgart ansässig.

Sie war eine der ersten Schülerinnen Adolf Hölzels in Stuttgart und wurde bis in die Zwanzigerjahre als die begabteste Hölzel-Schülerin gelobt.

Ihre erfolgreiche künstlerische Arbeit sicherte ihr ein eigenständiges Leben. Sie heiratete spät – erst mit 43 Jahren- den Architekten und Maler Theodor Hiller.

Seit 1921 suchte sie nach neuen Herausforderungen und fand sie – auch auf Anregung Hölzels – in der Glasmalerei.

Zwischen 1921 und 1932 erhielt sie große öffentliche Aufträge für Glasfenster und Wandmalereien in evangelischen und katholischen Kirchen in Württemberg und Baden. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 endeten diese Aufträge. Ihr Bild „Russische Braut“ wurde 1937 als „entartet“ aus dem Stadtmuseum Ulm entfernt. Am 3. Juni 1943 starb die Künstlerin in Stuttgart. Ob das Gerücht stimmt, sie habe sich das Leben genommen, muss dahingestellt bleiben.

Adolf Hölzel als ihr Lehrer war ein Glücksfall.

Denn er war einer der ersten Vertreter der Moderne, der von der gegenständlichen Abbildung zur Abstraktion fand und der jegliche originale, unabhängige, eigenständige Äußerung eines Künstlers förderte.

Er stand für den Aufbruch seiner Zeit in den Expressionismus. Nicht das perfekte Werk ist für Hölzel von Interesse, sondern die Möglichkeiten, die hierin enthalten sind.

„Nicht der Maler ist der Phantast“, sondern:

„Der Maler soll den Beschauer zum Phantasten machen.“

So lassen Sie uns heute Morgen zu Phantasten werden, ganz wie Hölzel es intendiert hat.

Lassen Sie beim Betrachten des Bildes ihren Phantasien freien Lauf – ich tue es mit den meinen. Sie sind nur eine Facette der Möglichkeiten des Betrachtens.

In der Kunst gibt es kein „Richtig“ oder „Falsch“.

Als Predigttext habe ich den 30. Psalm ausgesucht, ein Psalm, der in der Zürcher Bibel übertitelt ist mit:

„Du hast mich aus der Tiefe gezogen.“

Lesung von Psalm 30

Bild und Psalm kommunizieren miteinander, tauschen sich – im besten Falle – aus.

Bild und Psalm zeigen die Tiefe.

Der Psalm gibt die Antwort:

Du, Gott, zogst mich heraus aus der Tiefe.

Und das seltene hebräische Wort meint: wie den Eimer aus dem Brunnen, wie die Karre aus dem Dreck – so du, Gott, mich aus der Tiefe. Das ist meine Erfahrung mit Gott.

Das Bild bringt den Psalm ins Sprechen.

Und der Psalm reißt den Schöpfer ins Bild.

Da, da unten, auf der Erde, spielt sich das Leben ab.

Im Zug des wandernden Gottesvolkes.

Im Zug der Gefangenen.

Im Zug von Flüchtenden. Im Gestern. Im Heute. Im Morgen.

Am Abend: Weinen. Am Morgen: Jubel.

Ein Auf und ein Ab. Ein Menschenleben. Leben in Extremen.

1914 war ein Jahr der Extreme.

Am Anfang: Jubel. Am Ende: Weinen.

Gehen wir zurück in das Jahr 1914, das Jahr, als am 1.

August 1914, der Ausbruch des I. Weltkrieges, proklamiert wurde.

Dieser Krieg wird von Historikern als die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts bezeichnet.

1914 beendete Maria H.-F. ihre Ausbildung bei Hölzel.

1914 – unter dem Eindruck des ersten Kriegsjahres – entstand ihr Bild „**Zug der französischen Kriegsgefangenen**“.

So waren sie Anfang August in den Krieg gezogen, die jungen französischen Soldaten; so beschreibt es *Jean Echenoz* in seinem Roman „14“:

Ich referiere einige Stellen aus dem Roman:

„...der Tornister, Modell *Karo As 1893*, ein mit dickem Segeltuch bespannter Holzrahmen, mal eisenbahngrün, mal lakritzbraun. Pickepacke voll mit Nahrungsmitteln, Unterwäsche, Bürsten, Waschlappen, Spiegel, Seife, Rasiermesser, Zahnbürste, Kamm, Notfallapotheke und den persönlichen Habseligkeiten.

Habseligkeiten – das sind Dinge, die zu besitzen, einen glücklich machen, ja, geradezu selig machen können: das Tagebuch, das Amulett mit dem Bild der Verlobten, das Gesangbuch, die letzten Briefe von zuhause.

Ganz oben auf dem Tornister thront der persönliche Essnapf auf einer zusammengerollten Decke, darunter wieder eine Zeltbahn, hintendran ein Topf – und auf den Seiten hängen ein paar Feldwerkzeuge in ihren Lederfutteralen – Hacke oder Drahtschere, Handbeil, Säge, Feldspaten, Kreuzhacke – dazu noch ein Wassersack und eine Laterne im Reiseetui.

Gewehr, Bajonett, Munition – und der Tornister.

Das alles zusammen auf dem Buckel – so mindestens 35 kg Gewicht bei trockenem Wetter.

Das heißt, bevor der Regen kam.

Und der Regen kam nach der heißen Augustsonne im Herbst, und das Gewicht des Tornisters verdoppelte sich geradezu.“ (*Jean Echenoz, 1914, S. 48f.*)

Und ähnlich ist es auf der deutschen Seite.

Dem berühmt-berüchtigten Alptraum eines **Thomas Hobbes**, *der Kampf aller gegen alle*, war Tor und Tür geöffnet.

Erste Verluste sind zu beklagen, aber auch erste Erfolge.

Und diese werden vorgezeigt, um die hohe Opferbereitschaft der Deutschen nicht ermatten zu lassen.

Gegen die Wirklichkeit von 1914 möchte ich die Möglichkeit des Entkommens setzen, mit dem unbedingten Vertrauen auf Gott, mit dem Beten des 30. Psalms:

Wir hören die VV 1-4:

*Ich will dich erheben, Herr,
denn du zogst mich herauf
und ließest meine Feinde nicht triumphieren über mich.
Herr, mein Gott, ich schrie zu dir,
und du machtest mich gesund.
Du führtest meine Seele aus dem Totenreich herauf,
du riefst mich ins Leben zurück,
von denen weg, die hinabsinken ins Grab.*

Bereits im September waren viele „ins Grab gesunken,“ Franzosen, Engländer und Deutsche gleichermaßen. Die Deutschen hinterließen zudem eine Spur der Verwüstung, als

sie durch das eigentlich neutrale Belgien zogen - plündernd und brandschatzend, die Front vorantreibend, zum Meer hin, als „Wettlauf zum Meer.“

Die fiebrige, enthusiastische Hochstimmung, die viele Deutsche und Franzosen gleichermaßen nach der Mobilmachung ergriffen hatte, schlug um, als die ersten Verluste zu vermelden waren, die ersten Söhne auf dem „Feld der Ehre“ gefallen waren, als man plötzlich auch sich der warnenden Prophetenstimmen erinnerte, wie die eines **August Bebel**.

Der hatte schon prophetisch vorausahnend in seiner Reichtagsrede vom 3. Februar 1893 die Folgen eines großen europäischen Krieges vorausgesagt, nämlich Massenbankrotte, Lebensmittelteuerung und Massenschlächtereien auf den Schlachtfeldern, die das Entsetzen von ganz Europa hervorrufen würden.

Schnell ist es vorbei mit dem Singen der Kaiserhymne *Heil dir im Siegerkranz*“, mit dem „*Nun danket alle Gott*“, mit dem Reformationslied „*Ein feste Burg ist unser Gott*“, mit der Meinung, dass der *Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung*“ ist in dem sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens entfalteteten.

O ja, es wurde viel gesungen, in der fiebrigen Aufbruchsstimmung, aus der Kehle der Infantristen, die singend auf dem Weg in den Tod waren, das „*Lied der Deutschen*“ erklang bei Angriffen ungezählte Male:

*“Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt,
wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich
zusammenhält,
von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt
-Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!”*

Aber Kriegsgesang und kollektive Gesänge, die zum Opfer drängen, klingen immer schon in Gottes Ohren wie **Geplärre**:

„Tu weg von mir das Geplärr deiner Lieder; denn ich mag dein Harfenspiel nicht hören.“ (Amos 5,23)

So stimmt ein anderes Lied an, ein neues Lied, ein Lied zu Gottes Ehren, nicht zu Eurem eitlen Ruhm!

Wir hören die VV 5 und 6:

*Singet dem Herrn, ihr seine Getreuen,
rühmet seinen heiligen Namen!*

*O ja: ein Augenblick – in seinem Zorn,
ein Leben lang – in seiner Huld,
am Abend: Weinen,
am Morgen: Jubel.*

Die Berührung mit der Todessphäre durchzieht den ganzen Psalm. Dann muß also auch bei Leid und Tod gelten:

Auf einen Augenblick des Gotteszornes folgt:

Ein Leben lang – in seiner Huld.

Was für ein schönes fremdes Wort ist das: **Huld**.

In der Luther- und Zürcher-Übersetzung heißt es: Gnade.

Ein Leben lang unter seiner Gnade leben.

Das ist wirklich und möglich zugleich.

Gesang: Dvorak-Psalm (Biblische Lieder); Juliane Kreutz, Mezzosopran; KMD Ruth M. Seiler, Orgel

Unser Bild gibt einen Einblick über erste deutsche Kriegserfolge.

Es muß eine Szene aus den ersten Septembertagen wiedergeben, denn wir lesen in einem Brief, den Hermann Stenner an seine Eltern in Bielefeld am 4. September geschrieben hat, dass auch er einen Zug von französischen Kriegsgefangenen gesehen hat – zufällig? Ist er einer aus der Menge, die vor dem Königsbau sich zusammengeschart hat?

Ich zitiere aus dem Stenner-Brief:

„Die gefangenen Franzosen, die hier ankommen, machen gerade keinen grauenerregenden Eindruck, arme, zum Teil hübsche junge Kerle mit ihren roten Käppis, mit denen man Mitleid haben muß.“

Was sehen wir genau?

Im oberen Zentrum marschieren die französischen Kriegsgefangenen, kenntlich durch die roten Hosen und Käppis (Képi) sowie die blauen eleganten Soldatenröcke, mit gesenkten Köpfen, von rechts nach links durchs Bild. Ihre Uniform zeugt zwar von französischem Esprit, fröhlicher Farbigkeit, macht aber ihre Träger zu einer leichten Zielscheibe für deutsche **Maschinengewehrstellungen**. Bewacht werden sie von deutschen Soldaten mit geschulterten Gewehren, Gestalten in grau. Graue Jacken, schwarze Hosen.

Die alte Konkurrenz zwischen Frankreich und Deutschland ist auf einen Blick zu sehen.

Die pflichtbewußten, arbeitsamen deutschen „Barbaren“ triumphieren hier über die leichtlebigen, sinnenfrohen Vertreter der Zivilisation.

Barbarei kontra Zivilisation.

„Stammt ihr von Goethe ab oder vom Hunnenkönig Attila?“ so fragte der französische Romancier **Romain Rolland** den deutschen **Gerhart Hauptmann** in einem Offenen Brief vom 2. September 1914.

Barbarei kontra Zivilisation.

Kein Gesicht ist individuell gezeichnet. Eine Masse Mensch. Das Rot der Hosen wird aufgenommen von den schwarz-weiß-rot wehenden Fahnen des Kaiserreiches, die von der Fassade des Stuttgarter Königsbaus wehen.

Der Königsbau ist das prägende, imposante Gebäude des Schlossplatzes – ein zentraler Platz in Stuttgart.

Gaffende Zuschauer – jung und alt – klein und groß, eine grau-braune Menge – betrachten die Besiegten.

Die angeblichen Feinde.

Im Herzen macht sich wohl ein Hochgefühl des Überlegenseins breit. Eine stille Schadenfreude. Unsere Söhne werden es sein, die auf dem Schlachtfeld der Ehre den Sieg heimholen.

Am deutschen Wesen wird die Welt genesen.

Die Menge der Zuschauer kehrt uns, den Bildbetrachtern, den Rücken zu und umschließt als Bildkomposition bogenförmig den Zug.

Ein Stückchen blauer Himmel zwischen den Gebäuden läßt ahnen, dass es noch eine Welt außerhalb dieses Platzes gibt, die Normalität eines Sommertages jenseits aller menschlicher Ränkespiele.

Ich aber dachte, als ich sorglos war:

„Niemals werde ich fallen.“

Mit deiner Güte hattest du mich sicher gemacht.

*Doch als du dein Angesicht verbargst,
war ich tief verstört.*

Aber die Zeiten der Sorglosigkeit sind vorbei:

Es fallen immer die anderen. Niemals werde ich fallen.

Was für ein Euphemismus, Augenwischerei – das Wort „fallen“ im Kriegszusammenhang.

Wer fällt, steht auch wieder auf.

Wer auf dem Schlachtfeld „fällt“, ist tot.

Ich aber dachte, als ich sorglos war:

„Niemals werde ich fallen.“

Das Leben ohne Krankheit und Kummer, das Leben aus dem Reiseprospekt. Das war meins.

Nun komme ich nicht mehr zurecht.

Der sich selber überlassene, der von Gott befreite, Mensch ist aber gerade nicht der freie, sondern nur der allein gelassene Mensch.

Darum seine tiefe Verstörung.

Unser Blick folgt den Schwingungen des Bildaufbaus:

Alles, was ist, bewegt sich ständig. Alles zittert im Innersten.

Die siegreichen deutschen Fahnen flattern lustig im Winde, im Gegenzug streben die müden Beine der Besiegten davon. Kein „Allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivée“ mehr auf den Lippen, kein Applaus, keine Blütenregen und anfeuernde Zurufe sind mehr zu hören, der „jour de gloire“ ist zum „Tag des Schreckens“ geworden, zum „dies ater“.

Da rief ich zu dir, Herr, und flehte:

*„Welcher Gewinn war in meinem Blut,
wenn ich hinabfahre in die Grube?
Kann der Staub dich rühmen?
Höre doch, Herr, sei mir gnädig,
Herr, sei mein Helfer!“*

Nur die grau-braunen Betrachter halten Stand, rahmen die bewegte Szene, sind gleichsam die Zuschauer im Zirkusrundell. Haben auch Anteil an einer heroischen Gesellschaft, die aufgebrochen ist, um das Vaterland zu verteidigen, mit reinem Gewissen vor Gott, der solches Tun wohl belohnen wird.

So heißt es in einer Kriegspredigt:

*„Welch ein wunderbarer Meister ist doch der Krieg“ Was Menschen nicht vermocht mit all ihrem Bedacht und Fleiß, das hat der Krieg wie mit einem Zauberschlag erreicht: die innere Einigung Deutschlands.
Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen!“*

Krieg als Katharsis, als legitimes Mittel der Politik, als gerechter Krieg, als gottgewollter Donnerschlag – diese Frage bewegt uns z.Zt. heftig und spaltet die EKD in die Parteiungen **Gauck** contra **Käßmann**:
Ist es geraten, in bestehende kriegerische Auseinandersetzungen einzugreifen, sozusagen Krieg als

„ultima ratio“ zu unterstützen oder „war Krieg noch nie ein Mittel, um ein Volk zur Freiheit zu führen?“

Und mit diesen zwei Positionen ringt der Mensch:

Wollen wir das wirklich noch einmal erleben, dieses verheerende Grauen für Leib und Seele, was die zwei Weltkriege des letzten Jahrhunderts uns angetan haben? Wollen wir das?

Auf dem Bild von Maria Hiller - Foell ist keiner frei, keiner entkommt:

Hier feiert die heroische Gesellschaft sich selbst:

Alle sind wie bei einem archaischen Opferritual, bei dem jeder und jede seinen/ihren Platz findet zusammengefügt:

Es ist eine Gemengelage vom schicksalhaften Zum-Opfer-Werden und vom Sich-Opfern, vom heroischen Täter-Sein bis zum Gefühl des Ausgeliefertseins.

Es ist die Feier des großen Festes, heiliger und blutiger Ernst, der schließlich Opfer fordert, Menschenopfer.

Mit dem Jahreswechsel 1914/15 – nach nur wenigen Monaten – waren 240.000 Deutsche gefallen und 300.000 Franzosen.

*Rot brennen die Dörfer. Der Armen Hütte.
Gotische Kirche. Gebet und Gelächter zerfällt.
(Franziska Stoecklin)*

Die Hölle hatte gesiegt. Freiheit – eine Chimäre.

Und Gott – ein unbewegter Beweger, ein Deus ex machina, ein Verborgener, ein völlig Anderer, oder gar: tot?

Der Psalm weiß Besseres:

Nämlich den Schritt aus der Verlassenheit heraus in die Freiheit des Heiligen Geistes hinein:

*Du hast mein Klagen verwandelt in Tanzen,
gelöst mein Trauergewand, mich gegürtet mit Freude,*

dass ich dir singe und nicht mehr verstumme.

Herr, mein Gott, auf ewig will ich dich rühmen!

Was ist da passiert mit dem Psalmbeter, dass die abgrundtiefe Klage sich in einen Gottesjubel verwandelt hat? Er muß in seinem Leben erfahren haben, was viele Menschen, das Volk Israel als Gemeinschaft, vor ihm erfahren hat:

Der Gott der Bibel ist ein Gott des Geleites, ein Mitgehender.

Er geht mit seinen Geschöpfen mit, durch ihre Geschichte und ihre Geschichten. Deshalb bleibt er nicht ewig gleich, sowenig wie die Menschen dieselben bleiben.

Und doch bleibt Gott sich treu.

Er ist der eifersüchtige Gott der Schöpfungsgeschichte, der nicht will, dass die Menschen omnipotent wie er selbst werden,

- Er ist der Gott umherziehender Hirten,
- Er ist der Gott, der sich auf einen ewigen Bund mit einem entlaufenen Sklavenvolk einläßt,
- Er ist der Gott, der seine Existenz an todgeweihte Menschen bindet.
- Er ist der Gott, der dem politisch erfahrenen Propheten Jesaja eingibt, vom leidenden Gottesknecht zu sprechen.
- Und ist nicht auch dieser Gott der gleiche wie der, der als Zimmermannssohn am Kreuz seine Gottverlassenheit herausschreit?

Ja, er ist es. Er steht mit seinem Namen dafür. Und der heißt:

Ich werde (für euch) da sein.

Ich gehe mit euch mit.

Ich werde erfahrbar bleiben, handeln, mitgehen, begegnen.

Das ist die Grundlage des Gottvertrauens.

Kein Götzenbild wird geknetet, keine Verfügbarkeit mit zu beschwörenden und zu beherrschenden Namen versprochen. Nur die bleibende Erfahrbarkeit wird zugesichert, mehr nicht.

Alles andere bleibt offen. Muß offen bleiben.

Amen.

Pfarrerin i.R. Erika Edusei, 13. Juli 2014

Psalm 30 (Dank für Rettung aus Todesnot)

*Ich will dich erheben, Herr,
denn du zogst mich herauf
und ließest meine Feinde nicht triumphieren über mich.
Herr, mein Gott, ich schrie zu dir,
und du machtest mich gesund.
Du führtest meine Seele aus dem Totenreich herauf,
du riefst mich ins Leben zurück,
von denen weg, die hinabsinken ins Grab.*

*Singet dem Herrn, ihr seine Getreuen,
rühmet seinen heiligen Namen!
O ja: ein Augenblick – in seinem Zorn,
ein Leben lang – in seiner Huld,
am Abend: Weinen,
am Morgen: Jubel.*

*Ich aber dachte, als ich sorglos war:
„Niemals werde ich fallen.“
Mit deiner Güte hattest du mich sicher gemacht.
Doch als du dein Angesicht verbargst,
war ich tief verstört.*

*Da rief ich zu dir, Herr, und flehte:
„Welcher Gewinn war in meinem Blut,
wenn ich hinabfahre in die Grube?
Kann der Staub dich rühmen?
Höre doch, Herr, sei mir gnädig,
Herr, sei mein Helfer!“*

*Du hast mein Klagen verwandelt in Tanzen,
gelöst mein Trauergewand, mich gegürtet mit Freude,
dass ich dir singe und nicht mehr verstumme.*